Marina
Nemat

Ihr werdet mich nicht besiegen

Eine Christin kämpft gegen die Schrecken des iranischen Terrorregimes

Deutsch von Elisabeth Liebl

Knaur Taschenbuch Verlag

Die kanadische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»After Teheran. A Life Reclaimed« bei Penguin Canada.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Deutsche Erstausgabe September 2012
Knaur Taschenbuch
© 2010 Marina Nemat
Für die deutschsprachige Ausgabe: © 2010 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ariane Novel
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Lorella Zanetti
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-78444-0

2 4 5 3 1

Für Shahnoosh Behzadi und Neda Agha-Soltan

Inhalt

Vorwort der Autorin 9
Das silberne Schmuckkästchen meiner Großmutter. 11
Eds Rechnung 35
Die gestickte Tischdecke meiner Mutter 53
Chocolate Cookies 63
Der *Sunday Star* 72
Rachels Brief 88
Ein Kassettenrekorder und ein Mikro 95
Die Namensliste 117
Shaadis Karte 127
Ein persisches Gedicht in kyrillischer Schrift 137
Ein persisches Lied namens *Soltan-eh Ghalbha (König der Herzen)* 147
Roman eines Schicksallosen und *Tagebuch der Anne Frank* 155
Meine Libellenbrosche 170
Fotos meiner Kinder 179
Mein kanadischer Pass 197
Mein Rosenkranz 223
Ein Weihnachtsstern aus Plätzchenteig 233

Das Fläschchen mit dem Folsäurepräparat 244
Meine Gänseblümchenpantoffeln
und ein kaputter Schirm 256
Traumfänger 270
Jasmines Gedicht über den Nachthimmel 283
Briefe von meinen Kameradinnen aus der Zelle
und meine Barbiepuppe 299
Ein Gummihaarband für Pferdeschwanzfrisuren 317
Danksagung 331
Anmerkungen 335

Vorwort der Autorin

Obwohl diese Geschichten den Tatsachen entsprechen, habe ich manche Namen und manche Details verändert, um die Identität beziehungsweise die Privatsphäre anderer Menschen zu schützen.

Neunzehn Jahre nachdem ich den Iran verlassen habe, träumte mir plötzlich immer wieder dasselbe: Ich legte verschiedene Dinge in einen Koffer, um sie mit in die nächste Welt zu nehmen. Ich machte mich gleichsam bereit zum Sterben.
In meinem richtigen Leben wusste ich nur, dass ich in meinem roten Kleid und mit meinem Ehering am Finger beerdigt werden wollte.
In diesem Buch wird die Geschichte jedes einzelnen »Traumdings« erzählt. Jedes dieser Dinge bildet (manchmal zusammen mit einem anderen) eine Kapitelüberschrift über den hier versammelten Erzählungen.
Dies sind beileibe nicht die einzigen Gegenstände, die ich mit mir in die nächste Welt nehmen möchte. Doch diese habe ich in Augenblicken des Zorns, der Frustration, der Verwirrung, aber auch in den erstaunlichen Momenten der Gesundheit weggegeben, weggeworfen oder gar begraben.

Das silberne Schmuckkästchen meiner Großmutter

Sieh nur, was du angerichtet hast! Du hast deine Mutter umgebracht!«, sagte mein Vater auf Persisch zu mir, als die Sanitäter an einem bewölkten Oktobertag 1998 meine Mutter auf einer Trage die enge Treppe in meinem Vorstadthaus in Toronto hinuntertrugen. Ich stand in der winzigen Diele, die Eingangstür weit geöffnet, und fröstelte im kalten Wind, der bereits nach Schnee roch. Ich war nur froh, dass die Sanitäter unsere Sprache nicht verstanden. Einer von ihnen sah mich mit fragenden Augen an. Vermutlich hatte er den Zorn in der Stimme meines Vaters gespürt, schneidend wie zerbrochenes Glas. Mein Vater suchte jemanden, dem er die Schuld in die Schuhe schieben konnte, so, als ob dann alles wieder in Ordnung käme und Mutter plötzlich wieder gesund wäre, wenn er den Verantwortlichen für ihre plötzliche Erkrankung fände.

Die Sanitäter eilten mit meiner Mutter an mir vorüber, und ich konnte einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht erhaschen. Es war blasser als sonst, und die Falten um ihre braunen Augen schienen tiefer. Doch da war noch mehr: Ihre Augen waren anders. Sie waren nicht mehr so streng und missbilligend, wie sie immer gewesen waren. Sie erinnerte mich an ein trot-

ziges Kind, das man auf frischer Tat ertappt hatte und das doch nicht einen Moment lang bereute, was es angestellt hatte. Ich verließ hinter den Sanitätern und meinem Vater das Haus, Tränen liefen mir über die Wangen. Ich wischte sie mit dem Handrücken weg. Ich war doch stärker. Und trotzdem stand ich hier, eine Frau von neununddreißig Jahren, und kam mir vor, als wäre ich acht Jahre alt und zurück in Teheran.

Ich sah dem Krankenwagen nach, bis seine Rücklichter um die Ecke verschwanden. Dann ging ich zurück ins Haus. Andre, mein Mann, und ich hatten es im Juli 1993 gekauft, zwei Jahre nachdem wir unsere Aufenthaltsgenehmigung für Kanada erhalten hatten. Meine Eltern waren im Herbst jenes Jahres nachgekommen. Die Wand neben der Treppe war oben gelb gestrichen, unten pistaziengrün. Ein breites Band blauer und weißer Blumen trennte die beiden Farbflächen. Ich hatte die Wand gleich nach unserem Einzug streichen wollen, doch da ich einen Teilzeitjob bei McDonald's und später bei der Restaurantkette Swiss Chalet hatte und außerdem noch Mutter von zwei kleinen Jungen war, kam ich zunächst nicht dazu.

Ich schloss die Tür hinter mir. Unfähig, mich noch länger auf den Beinen zu halten, sank ich gleich hinter der Tür auf den Boden. Ich war froh, dass ich allein zu Hause war. Die Kinder waren in der Schule, Andre in der Arbeit. Mir war bewusst, dass ich ihn anrufen und bitten musste, die Kinder abzuholen und schnell nach Hause zu kommen, damit wir ins Krankenhaus fahren und nachfragen konnten, was mit meiner Mutter los war. Doch im Augenblick war ich wie gelähmt.

»Sieh nur, was du angerichtet hast! Du hast deine Mutter umgebracht!«

Reagierte mein Vater jetzt doch noch auf das, was vor sechzehn Jahren in Teheran geschehen war? 1982 war ich im Alter

von sechzehn Jahren wegen sogenannter politischer Umtriebe verhaftet und ins berüchtigte Gefängnis von Evin gebracht worden. Ich wusste, dass meine Haft von meinen Eltern ihren Tribut gefordert hatte. Doch sie hatte auch von mir Tribut gefordert. Ich hatte seit Jahren nicht mehr an Evin gedacht. Meine Vergangenheit war ein Gespenst, das ich ebenso wie meine Familie zu ignorieren beschlossen hatte, obwohl es unleugbar im Raum schwebte. Ich hatte meinen Eltern nie erzählt, was mir im Gefängnis widerfahren war, zum einen, weil sie mich nie danach gefragt hatten, zum anderen, weil sie mir klar zu verstehen gaben, dass sie die ganze Angelegenheit aus ihrem Gedächtnis streichen wollten. Unmittelbar nach meiner Freilassung *wollte* ich auch gar nicht über meine Haft sprechen, doch hätte es mir zweifellos ein Gefühl von Sicherheit gegeben, zu wissen, dass sie mir zuhören würden, sobald ich zum Reden bereit wäre. Nun lag meine Mutter im Sterben, und meine Eltern hatten immer noch keine Ahnung, was damals hinter den Mauern von Evin passiert war. Wie sollte ich ihnen sagen, dass man mich gefoltert hatte und meine Hinrichtung schon angesetzt war? Mit welchen Worten sollte ich beschreiben, dass man mich gezwungen hatte, einen der Männer, die mich verhört hatten, zu heiraten, und die Nächte mit ihm in einer leeren Zelle zu verbringen? Und da war noch mehr, so viel mehr …

Das Telefon läutete, aber ich nahm nicht ab. Und wenn meine Mutter gestorben war? Und wenn mein Vater recht hatte und ich meine Mutter wirklich umgebracht hatte?

Bald erfuhr ich, dass nicht ich die Schuld am Herzanfall meiner Mutter trug. Sie hatte Gallenblasenkrebs und musste sich einer Operation unterziehen. Meine Mutter wusste schon seit einiger Zeit, dass sie Krebs hatte, hatte es uns aber verschwiegen. Als wir sie später fragten, warum sie nie etwas gesagt

hatte, meinte sie, sie hätte nicht gewollt, dass wir uns Sorgen machen.

Meine Eltern und ich haben nie miteinander gesprochen, sind nie gut miteinander ausgekommen. Als Kind sperrte meine Mutter mich manchmal auf den Balkon unserer Wohnung im Stadtzentrum Teherans, wenn sie mich bestrafen wollte. Wir lebten in zwei miteinander verbundenen Wohnungen über einem kleinen Restaurant und einem Möbelgeschäft an der nordwestlichen Ecke der Shah- und der Rahzi-Avenue. Unsere drei Schlafzimmer, die kleine Küche und das Bad lagen zu beiden Seiten eines dunklen, engen Ganges zwischen dem Schönheitssalon meiner Mutter und dem Tanzstudio meines Vaters.

Ich kann mich noch genau daran erinnern, als meine Mutter mich zum ersten Mal auf den Balkon sperrte. Es war kurz nach dem Tod meiner Großmutter väterlicherseits. Sie hieß Xena, und ich war damals sieben. Meine Großmutter Xena, oder *Babu,* wie ich sie nannte, lebte bei uns und führte den Haushalt. Sie kochte, putzte und kümmerte sich um mich. Sie ging jeden Tag mit mir in den Park und las mir etwas vor. Sie war meine beste Freundin. Meine Mutter bekam ich kaum zu Gesicht. Sie arbeitete den ganzen Tag in ihrem Schönheitssalon, und abends ging sie gewöhnlich aus. *Babu* stammte, wie auch meine Großmutter mütterlicherseits, aus Russland und war Christin. Meine russischen Großmütter hatten Iraner geheiratet, die vor der kommunistischen Revolution von 1917 nach Russland gegangen waren, um dort zu arbeiten. Nach der Revolution mussten beide Familien das Land verlassen, da die Männer nicht die russische Staatsbürgerschaft besaßen und Ausländer sich nicht länger im Land aufhalten durften.

Als Xena und Esah, mein Großvater, aus Russland in den Iran emigrierten, war Xena gerade mit meinem Vater schwanger.

Tamara, das einzige Geschwisterkind meines Vaters, war damals vier. Mein Vater kam 1921 in der Stadt Maschhad zur Welt. Kurz nach seiner Geburt zog die Familie nach Teheran. Nur ein paar Wochen später wollte Esah, er war Juwelier von Beruf, den Schmuck verkaufen, den er aus Russland mitgebracht hatte, um vom Erlös ein Haus für seine Familie zu kaufen. Doch er wurde ermordet, und alles, was er bei sich trug, wurde gestohlen. Xena, die kein Wort Persisch sprach und fremd war im Iran, schaffte es trotzdem, zu überleben. Schließlich eröffnete sie eine Pension und konnte ihre beiden Kinder angemessen versorgen. Sie hat nie wieder geheiratet.
Esah hatte Xena ein silbernes Schmuckkästchen geschenkt. Nach seinem Tod verwendete sie es als Zuckerdose, die immer auf dem Küchentisch stand. Immer wenn sie ihren Tee süßte, wurde sie an ihn erinnert. Ich mochte dieses Schmuckkästchen, und nach ihrem Tod wollte ich, dass es nur mir gehörte. Also kippte ich eines Tages den ganzen Zucker auf den Tisch und versteckte das Schmuckkästchen unter meinem Bett. Meine Mutter fand natürlich schnell heraus, wer für diese Ferkelei verantwortlich war, und so sperrte sie mich zur Strafe auf den Balkon. Das sollte nicht mein letzter Aufenthalt dort sein. Ich war nämlich ein ebenso neugieriges wie eigensinniges Kind. Zudem war ich nicht auf den Mund gefallen, und ein Nein gab es für mich nicht. Jedes »Nein«, das ich hörte, war mir eine spannende Herausforderung, die ich stets mit einem »Warum« parierte. Meine Mutter war schön, vielbeschäftigt und von aufbrausendem Naturell. Da sie außerdem unter starken Wechseljahresbeschwerden litt, brachte sie einfach nicht die nötige Geduld für mich auf. Und so ersann sie die perfekte Strafmaßnahme, um mich abschieben zu können: Sie sperrte mich auf den Balkon. Mein Bruder war nicht da und konnte mir nicht helfen. Alik, mein einziges Ge-

schwisterkind, war vierzehn Jahre älter als ich. Er war mit achtzehn Jahren von zu Hause fortgegangen, um in einer anderen Stadt zu studieren.

Ich hasste den Balkon. Immer war es da draußen entweder zu heiß oder zu kalt, und – was das Schlimmste war – ich war dort ganz allein. Immerhin lernte ich so Geduld, eine Tugend, die mir nicht in die Wiege gelegt war. Noch mehr als eingesperrt zu werden hasste ich es allerdings, wenn ich gedemütigt wurde. Und so machte ich nie eine Szene: Ich schrie nicht, hämmerte nicht gegen die Balkontür und stampfte nicht mit den Füßen. Ich weinte leise vor mich hin und beobachtete über den Rand der Bambusmatten, welche meine zwei Meter vierzig auf einen Meter zwanzig große, nicht überdachte Zelle einfassten, die Straße unter mir.

In der gepflasterten vierspurigen Straße toste während der Stoßzeiten der Verkehr, und die Luft stank nach Autoabgasen. Auf der anderen Straßenseite bot Hassan *Agha,* der einarmige Verkäufer, im Frühjahr saure grüne Pflaumen feil, Pfirsiche und Aprikosen im Sommer, gekochte Rote Bete im Herbst und verschiedene Sorten Kekse im Winter. An einer Ecke der Kreuzung streckte ein alter blinder Mann den Passanten seine knochige Hand entgegen und rief von morgens bis abends: »Helft mir, um der Liebe Gottes willen!« Unserer Wohnung gegenüber glänzten die großen Glasfenster eines fünfzehnstöckigen Bürogebäudes in der Sonne und spiegelten das Ziehen der Wolken wider. Abends gingen die Neonlichter über den Läden an und tauchten die Dunkelheit in farbiges Licht.

Meine Verbannung auf den Balkon dauerte von einer halben Stunde bis zu mehreren Stunden an. Den Großteil dieser Zeit hörte ich Walzer- oder Tangomusik, die aus meines Vaters Tanzstudio drang. Manchmal konnte ich ihn auch zählen hö-

ren: »Eins, zwei, drei … eins, zwei, drei …« In meiner Fantasie sah ich die Tanzschüler meines Vaters, elegant gekleidete Paare, wie sie sich zur Musik drehten und schwebten. Ich wünschte mir so sehr, Teil der verbotenen Welt des Tanzstudios zu sein. Doch mein Vater erlaubte mir niemals Zutritt, wenn er Unterricht gab. Oft, wenn ich morgens früh erwachte und noch alles schlief, schlich ich mich in das Studio und wirbelte zur Musik eines imaginären Walzers herum, bis mir schwindlig wurde und ich auf den kühlen braunen Linoleumboden stürzte, der nach Bohnerwachs roch.

Als kleines Mädchen hatte ich Angst vor meinem Vater. Ich beäugte ihn immer, während er allabendlich im Wartebereich der Tanzschule in seinem Lieblingssessel aus schwarzem Leder saß und Zeitung las. Seine Haltung war stets perfekt – der Rücken kerzengerade. Störte ich ihn, weil ich etwas sagte oder ein Geräusch machte, sah er mich mit seinen ernsten, bernsteinfarbenen Augen an, sein Mund eine harte Linie, die unmöglich zu einem Lächeln aufbrechen konnte. Auch er hatte keine Geduld mit kleinen Kindern. Ich wusste nur zu gut, dass er mir eine Ohrfeige verpassen würde, sollte ich mich danebenbenehmen, und das hätte ich als größte Erniedrigung empfunden.

So wuchs ich heran, als Fremdkörper, der seine Familie stets aus der Entfernung betrachtete. Es war, als stünde eine Wand zwischen uns, die mit jedem Tag dicker wurde. Trost fand ich in Büchern, in der Schule und bei meinen Freundinnen. Die meiste Zeit verbrachte ich mit Lesen und Lernen. Da ich immer eine der besten Schülerinnen meiner Klasse war, beschloss ich mit zwölf, Ärztin zu werden. Alle Lehrer bestärkten mich in meinem Wunsch und meinten, dass ich bei meinem Durchhaltevermögen alles erreichen könnte, was ich mir vornehme. In der Zwischenzeit lebte ich fast wie ein ganz

normales nordamerikanisches Mädchen. Jeden Donnerstagabend schaute ich im Fernsehen (die persisch synchronisierte Version von) *Unsere kleine Farm* an, freitags standen regelmäßig *Donny & Marie* (auf Englisch) auf dem Programm. Mit zwölf war ich unsterblich in Donny Osmond verliebt! Wir hatten ein Häuschen am Kaspischen Meer: Dort verbrachte ich meine Sommerferien mit Fahrradfahren und Sonnenbädern am Strand, feierte Partys mit Freunden oder tanzte zur Musik der Bee Gees.

Die Islamische Revolution trat ihren Siegeszug an, als ich dreizehn war. Sie veränderte meine Welt so, dass ich sie bald nicht mehr wiedererkannte. Von meinem Fenster aus beobachtete ich den Sturm, der sich da zusammenbraute. Das anfängliche Nieseln verwandelte sich in eine Sturzflut, welche über die Straßen schwappte und die Normalität unseres Lebens mit sich riss. Unsere Straße, einst von Autos verstopft und von hastenden, bummelnden, feilschenden Menschen erfüllt, lag nun still und verlassen da. Selbst die Bettler waren verschwunden. Bald standen an jeder Ecke Militärfahrzeuge. Alle paar Tage füllten Hunderte wütender Demonstranten die Straße, an ihrer Spitze bärtige Männer, dahinter Frauen im Tschador[1]. Die Fäuste schwingend, schrien sie: »Nieder mit dem Schah!«, und »Unabhängigkeit, Freiheit, Islamische Republik!« Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich Gewehrschüsse. Das Militär hatte das Feuer auf die demonstrierende Menge eröffnet. Meine Mutter befahl mir, von den Fenstern wegzubleiben, und diesmal gehorchte ich ohne Widerspruch.

Obwohl die Revolution Tag für Tag Anhänger gewann, glaubten meine Eltern nicht, dass ein Haufen Mullahs und unbewaffneter Zivilisten je etwas gegen die militärischen Einheiten des Schahs ausrichten könnte. Doch sie sollten sich ir-

ren. Der Schah ging ins Exil, und Ayatollah Khomeini, der viele Jahre im Exil gelebt hatte, kehrte in den Iran zurück. Dies war die Geburt der Islamischen Republik Iran und das Ende unserer Welt sowie der Regeln, die sie zusammengehalten hatten. Die Menschen im Iran hatten die Demokratie gefordert. Doch sie bekamen etwas ganz anderes. Bald wurde das Tanzen zum Satanswerk erklärt. Mein Vater musste seine Tanzschule schließen und nahm eine Stelle als Büroangestellter im Stahlwerk eines seiner Freunde an. Er hasste seine neue Arbeit, doch er hoffte, dass die neue islamische Regierung sich nicht lange halten würde. Make-up, schöne Kleider und westliche Bücher wurden verboten. Ehe ich mich versah, löste sich mein Traum, Ärztin zu werden, in nichts auf. Fanatische junge Frauen der Revolutionsgarden, von denen die meisten nicht einmal einen höheren Schulabschluss hatten, ersetzten nach und nach unsere bisherigen Lehrer. Der Unterricht dieser unqualifizierten neuen Lehrkräfte bestand in der Hauptsache im Herunterbeten von Politphrasen. Als ich mich einmal bei der neuen Rechenlehrerin beschwerte, sie solle uns doch das Rechnen beibringen, statt die Großtaten Khomeinis für den Iran aufzuzählen, meinte sie, ich solle das Klassenzimmer verlassen, wenn mir die neue Ordnung nicht passe. Ich ging hinaus und setzte so unbeabsichtigt einen Schulstreik in Gang, der drei Tage dauern sollte.

Im Laufe der folgenden Monate gründete ich eine Schülerzeitung und schrieb Artikel gegen die Regierung. Unsere neue Schulleiterin, um die neunzehn Jahre alt und Mitglied der Revolutionsgarden, sollte in mir eine ihrer erbittertsten Feindinnen finden. Die meisten meiner Freunde sympathisierten nun mit regierungsfeindlichen marxistischen beziehungsweise marxistisch-islamistischen politischen Gruppierungen, und ich versuchte nach Kräften, mich ihnen anzupassen. Doch

obwohl ich die neue Regierung hasste, war ich eine überzeugte Christin, die jeden Sonntag zur Messe ging, und so stand ich bald ziemlich allein und ziemlich verzweifelt da. Meine Eltern wussten zwar über die meisten meiner Aktivitäten Bescheid, doch versuchten sie nie, mich von irgendetwas abzuhalten. Schließlich tat ich ja nichts Schlechtes, zumindest an normalen Maßstäben gemessen. Alles, was ich wollte, war, dass man mir etwas über Mathematik, Naturwissenschaften und Literatur beibrachte, statt mir Regierungspropaganda einzubleuen. Schließlich zeigte die Direktorin mich und viele andere »antirevolutionäre« Mitschüler beim Islamischen Revolutionsgericht an.

Am 15. Januar 1982 wurde ich gegen neun Uhr abends verhaftet. Ich war gerade einmal sechzehn Jahre alt. Zwei Jahre lang saß ich im Gefängnis. In dieser Zeit machten meine Eltern Schlimmes durch. Sie wussten, dass die politischen Gefangenen in Evin gefoltert wurden. Sie hatten von den Vergewaltigungen junger Mädchen und den täglichen Massenhinrichtungen gehört. Jeden Tag mussten sie fürchten, dass man sie anrief, um ihnen mitzuteilen, man habe mich hingerichtet und sie sollten meine Sachen am Gefängnistor abholen.

Evin war ein Staat im Staat. Es hatte seine eigenen ungeschriebenen Gesetze und in gewisser Weise auch seine eigene Regierung und seine eigene Armee. Die Wachen und Verhörbeamten besaßen nahezu unbegrenzte Macht. Die Gefangenen in Evin waren sämtlicher Rechte beraubt und galten als weniger wert als Sklaven. Die meisten Häftlinge durften regelmäßigen Besuch von engen Familienangehörigen erhalten, und so sah ich meine Eltern einmal im Monat für fünf bis zehn Minuten. Der große Besucherraum wurde von einer dicken Glasscheibe geteilt. Da es während der ersten Monate meiner Haftzeit noch keine Telefone im Besucherraum gab, konnten wir nicht

miteinander reden und mussten uns gestikulierend verständigen. Bewaffnete Revolutionsgardisten standen in jeder Ecke und überwachten jede unserer Bewegungen. Meine Eltern weinten die ganze Zeit über, also versuchte ich, zu lächeln und ihnen zu versichern, dass es mir gutgehe. Bei einem ihrer Besuche, es muss so sechs Monate nach meiner Verhaftung gewesen sein, erzählte ich ihnen, dass ich zum Islam übergetreten sei. Sie fragten erst gar nicht, warum. Sie wussten, dass man mich dazu gezwungen hatte. Niemand wagte zu fragen, was im Evin-Gefängnis vor sich ging.

Als ich nach zwei Jahren, zwei Monaten und zwölf Tagen entlassen wurde, taten meine Eltern so, als wäre ich nur zu einem längeren Urlaub fort gewesen. Am ersten Abend, den ich wieder zu Hause verbrachte, saßen wir alle um den Esstisch. Ich hörte mit Befremden zu, wie sich meine Eltern über das Wetter unterhielten. Fast hatte ich das Gefühl, wieder auf dem Balkon ausgesperrt zu sein. Ich brauchte ein paar Tage, um zu begreifen, was mit ihnen los war. Schließlich sagte ich mir, dass das Schweigen ihre Art war, sich selbst und mich zu schützen. Sie wollten nichts wissen von dem Leid und den Schrecken, die ich im Gefängnis erlebt hatte, und so taten sie, als wäre all das nie passiert, in der Hoffnung, wir könnten das Vergangene vergessen. Doch ich vergaß nichts. Ich schob nur meine Erinnerungen in eine dunkle Ecke meines Bewusstseins, wo sie viele Jahre vor sich hin schlummerten. So saß ich nun im Gefängnis des Schweigens.

Nach meiner Freilassung im Jahre 1984 weigerte sich die iranische Regierung sechs lange Jahre, mir einen Pass auszustellen. Schließlich erhielt ich eine Ausreisegenehmigung unter der Bedingung, innerhalb eines Jahres wieder in den Iran zurückzukehren. Um dies sicherzustellen, musste ich fünfhunderttausend Toman, etwa dreitausendfünfhundert

US-Dollar, hinterlegen. Käme ich zurück, würde mir das Geld zurückerstattet, andernfalls fiele es dem Staat zu. Zu jener Zeit verdiente Andre etwa siebentausend Toman im Monat, was ungefähr sechzig Dollar entsprach. So viel Geld hatten wir nicht, und es dauerte eine ganze Weile, diesen Betrag zusammenzubekommen. Als wir das Geld schließlich hinterlegen konnten, ließ uns die Regierung ausreisen. Da ich aber nach einem Jahr nicht wieder in den Iran zurückkehrte, bestand die Gefahr, dass die Revolutionsgarden meine Eltern verhaften würden, um mich zu bestrafen. Nach all dem, was ich im Iran erlebt hatte, hätte ich keine ruhige Minute mehr gehabt, bis meine Eltern sicher in Kanada angekommen wären. Und so bat ich im August 1991, kurz nach unserer Ankunft in Toronto, meinen Bruder Alik, für unsere Eltern zu bürgen. Andre und ich hätten das selbst getan, aber solange wir die kanadische Staatsbürgerschaft nicht besaßen, war dies vor dem Gesetz nicht gültig, und das Einbürgerungsverfahren zog sich gewöhnlich über drei Jahre hin.

Meine Mutter starb im März 2000 an Krebs, noch ehe ich bereit war, mit ihr über all das zu reden, was ich tief in mir verborgen hatte. Doch die Vergangenheit hatte mich eingeholt, und ich konnte mich ihr nicht länger entziehen. Sechzehn Jahre lang hatte sie sich wie Lava in einem Vulkan angestaut, und der Ausbruch stand unmittelbar bevor. Als damals Mitglieder der Revolutionsgarde zu uns nach Hause gekommen waren, um mich zu verhaften, und mir ihre Gewehrläufe vors Gesicht hielten, fühlte ich nichts. Es war, als hätte ich meinen Körper verlassen und sähe alles wie in einem Film. In diesem schrecklichen Moment war ich in einen noch heute andauernden Schockzustand verfallen. Ohne dass es mir bewusst geworden wäre, war ich unfähig geworden, tiefe Gefühle zu empfinden. Angst, Liebe, Zorn und Hass streiften zwar mei-

ne Poren, gingen mir jedoch nicht unter die Haut. Dies wurde mein Überlebensmechanismus in einem Gefängnis, dessen Insassen zu neunzig Prozent Teenager waren, die man aus ihren warmen Betten gerissen hatte und deren Fußsohlen von Peitschenhieben so angeschwollen waren, dass sie nicht mehr gehen konnten. Die »Verbrechen« dieser Kinder bestanden darin, dass sie westliche Romane, die Werke von Marx und Lenin oder Schriften verbotener politischer Gruppierungen gelesen hatten. Andere hatten gegen Kleidungsvorschriften verstoßen oder sich kritisch über die von der Islamischen Revolution vertretenen Werte geäußert. Einige hatten an Protestkundgebungen gegen das Regime teilgenommen oder Flugblätter »antirevolutionärer« Gruppen verteilt. Man hätte Evin für eine Highschool in der Hölle halten können.

Mitte März 2000, unmittelbar nach der Beerdigung meiner Mutter, hatte ich einen regelrechten Nervenzusammenbruch. In Parkas, Mützen und Handschuhe eingemummt, stiegen Andre, mein Vater, meine sieben beziehungsweise zwölf Jahre alten Söhne Thomas und Michael und ich in unseren goldfarbenen Toyota Camry. Sogar die Kinder waren still. Irgendwie spürten sie, dass man jetzt an nichts rühren durfte. Das Schweigen war Teil meiner Familie geworden. Wie Unkraut hatte es jeden freien Raum zwischen uns zugewuchert und nährte sich von einem zähen, dickflüssigen Gebräu aus Geheimnissen, Schmerz und Wut. Der Wagen rollte über graue Straßen unter einem grauen Himmel. Der Frühling schien noch in weiter Ferne zu liegen. Die Menschen eilten durch die Straßen, den Rücken wie Schildkröten gekrümmt, um sich gegen den Wind zu schützen. Ich fragte mich, ob meine Mutter uns zusah, ob Gott ihr gesagt hatte, was mir in Evin widerfahren war, und ob sie endlich verstand, wie einsam ich gewe-

sen war. Würde sie mich nun in ihre Arme nehmen und mir ein paar tröstliche Worte zuflüstern können, die mir etwas von meiner Trauer nehmen würden?
Eine Welle von Schuldgefühlen brach über mich herein. Wie konnte ich nur so selbstsüchtig sein und am Tag ihrer Beerdigung an mich denken?
Doch meine Mutter war tot, während ich weiter zusehen musste, wie ich mit dieser Welt zurechtkam. Sollte ich Gott bitten, ihr zu verzeihen? Hatte *ich* ihr denn vergeben? Und *was* vergeben? Eine einsame, häufig auch von Angst erfüllte Kindheit – um nur einen Punkt zu nennen. Manchmal, wenn ich ungezogen war, drohte sie mir, mich für immer zu verlassen. Ein paarmal tat sie wirklich so, als würde sie gehen. Sie griff nach ihrer Handtasche und stürmte wutentbrannt die Treppe hinunter, während ich mich an ihren Rock oder ihre Beine klammerte und sie anflehte, bei mir zu bleiben. Sie verließ mich nie wirklich, sondern ging nur Lebensmittel einkaufen oder machte andere Besorgungen. Währenddessen saß ich am Fenster und weinte, bis sie wiederkam, weil ich Angst hatte, ich würde meine Mutter nie wiedersehen. Doch dafür hatte ich ihr schon vor langer Zeit vergeben. Das war wohl, als ich dreizehn wurde. Ich war zu einem selbständigen Kind herangewachsen, das begriff, dass es sich zum Überleben auf sich selbst verlassen musste. Die Angst, meine Mutter könnte mich verlassen, war schließlich von mir abgefallen. Machte ich ihr Vorwürfe, weil sie mich nie gefragt hatte, was im Evin-Gefängnis passiert war? Nein, ich machte ihr nicht wirklich Vorwürfe, doch die Last der Vergangenheit allein zu tragen stimmte mich traurig und gab mir in gewisser Weise das Gefühl, noch immer im Gefängnis zu sein. Ich hätte mir einfach gewünscht, dass sie versteht, wie es mir geht, und dass sie die Wahrheit kennt. Ich wollte nicht, dass ich ihr

leidtat oder so etwas. Ich bedauerte mich ja auch nicht. Es wäre einfach tröstlich für mich gewesen, zu wissen, dass sie wusste.

Wir hielten bei Loblaws an der Ecke Yonge Street und Steeles Avenue, um Blumen zu kaufen. Pinkfarbene und weiße Gladiolen. Die Lieblingsfarbe meiner Mutter war Blau, doch im Laden hatten sie keine blauen Blumen. Ein paar Tage vor ihrem Tod bat sie mich in einem ihrer wenigen wachen Momente, doch dafür zu sorgen, dass man sie in dem purpurfarbenen Kleid beerdige, das sie bei meiner Hochzeit getragen hatte.

»Bitte kümmere du dich darum. Dein Vater ist im Moment viel zu durcheinander. Aber du bist vernünftig. Ich weiß, dass ich mich auf dich verlassen kann«, sagte sie zu mir.

Vernünftig?

Stets war ich davon überzeugt gewesen, dass meine Mutter – hätte sie mich mit einem Wort beschreiben müssen – das Adjektiv »dumm« gewählt hätte. Der Krebs hatte meine Mutter verändert, so als hätte er nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Seele befallen. Und es war nicht nur der Krebs, der an ihr zehrte, sondern auch das Morphium.

Einmal erwachte sie aus ihrem narkotischen Schlaf und warf verängstigte Blicke um sich wie ein verwundetes Tier.

»Was ist denn, *Maman?*«, fragte ich sie und sprang von meinem Stuhl auf, den ich nah an ihr Bett gerückt hatte.

»Sie kommen mich holen … sie sind da … schau, da drüben!«, sagte sie und deutete zuerst auf einen leeren Fleck vor der Tür und dann auf das Fenster. Doch dort war niemand.

Sie packte meine Hand mit ihren kalten, knochigen Fingern. Ihre Haut war so trocken wie Wüstensand. Ich erinnerte mich wieder daran, wie sie als gesunde, junge, schöne Frau ausgesehen hatte, an ihre warmen, weichen Hände, die immer nach Rosen dufteten.